

Das eine und das andere ich

Autor(en): **Grimm, Heinrich Adolf**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Wissen und Leben**

Band (Jahr): **12 (1913)**

PDF erstellt am: **11.08.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-749625>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

DAS EINE UND DAS ANDERE ICH

NOVELLE VON HEINRICH ADOLF GRIMM

Doktor Hans Christoph Sterngassen, der nach größeren Studienreisen in die Stadt seiner Väter, die Generationen hindurch immer das Amt eines Richters innehatten, zurückkehrte, war in den Augen seiner Mitbürger eine eigenartige Persönlichkeit. In den ersten Jahren hatte man ihn seiner Schrullen wegen verlacht; dann hieß es, er habe sich durch religionsphilosophische Forschungen einen Namen erworben, und in der Folge begegnete man ihm mit einer scheuen Zuvorkommenheit. Leute, die ihn besuchten, erzählten geheimnisvoll in ihrer Gesellschaft von einer schrecklich aussehenden, großen Gestalt, die in seinem Arbeitszimmer zwischen den Büchergestellen stehe. Das Dunkel, das so sein Tun und Treiben mit einem dichten Schleier umgab, schwand nie, und wie sein Leben war auch sein Ende. Am Morgen eines Februartages fand man ihn tot auf dem Teppich seines Arbeitszimmers liegen; eines jener alten, breiten indischen Messer, wie sie die Brahmanen trugen, stak in seiner Brust; seine Augen waren offen und hatten einen seltsamen Glanz; seine Blicke träumten. Der Polizeikommissar und der Gerichtsarzt stellten fest, dass ein Selbstmord nicht vorlag. Doktor Hans Christoph Sterngassen war also ermordet worden; ein verdächtiges Individuum wurde verhaftet, musste aber, da es sein Alibi nachwies, freigelassen werden. Die Polizei forschte weiter, doch vergebens. In der Stadt legte sich allmählich die Aufregung und sein Tod ward vergessen. Ein Vetter ward der Erbe des Hauses und der reichhaltigen Bibliothek, die er — da er im Ausland weilte — verwalten ließ. Erst drei Jahre nach dem Tode des Dr. Sterngassen kehrte er nach Deutschland zurück und begann Nachforschungen über dessen Todesumstände anzustellen. An Hand des Tagebuches und mehrerer Zettel erlangte er sichere Gewissheit über das am 18. Februar 189.. erfolgte Ende. Man las da im Tagebuch von Dr. Sterngassens Hand eingetragen:

„20. Januar, nachmittags. Ich fühle mich beobachtet, ich werde unsicher und kann an meinem Werk über Meister Eckhart nicht weiter arbeiten. — Ich schreibe; plötzlich fühle ich, dass jemand auf mich sieht; niemand ist im Zimmer. Ich spiele mit

dem Messer, die feine Ziselierung erfreut mich, mit dem Anbrechen der Dämmerung werde ich ruhiger; abends lese ich — zum ersten Male wieder nach langer Zeit — in Goethes Wahlverwandtschaften. Warum weiß ich nicht, das Buch fiel mir gerade in die Hände.“

„26. Januar, morgens. Gewißheit ist besser als alle Qual. Ich weiß nun, dass ich ständig beobachtet werde, mein Gefühl hat mich nicht betrogen. Ja, ich weiß noch mehr; ich kenne die Handschrift des Mannes und muss sie schon einmal vor langer Zeit gesehen haben, vor vielen Jahren habe ich vielleicht mit ihm selbst Karten gespielt und roten Wein getrunken; es muss in Italien gewesen sein. Doch warum er das alles tut, wer weiß. — Dass er mich die ganze Nacht beobachtete, das beweist der Zettel, der auf meinem Schreibtisch lag. Auf einen Bogen meines eignen Briefpapiers hat er geschrieben, in Zukunft steht meine Briefkassette unter Schloß und Riegel.“

Hinten im Tagebuch lagen drei gleiche Briefbogen, jeder mit einigen Zeilen einer steilen, verschnörkelten Handschrift bedeckt. Auf dem ersten Bogen stand:

„Ich bin immer bei dir, sei es Tag oder Nacht. Es gibt kein Ich; denn das Ich, das eben war, ist in der nächsten Sekunde ein anderes. Es gibt Personen, Summen ihrer eignen Ichs; ich bin ein Teil der Summe deiner eigenen Ichs, das andere. Und das Andere ist immer bei dem Einen . . .“

Im Tagebuch stand weiter:

„10. Februar. Draußen regt sich schon etwas wie Vorfrühling. Ich werde abreisen, wenn ich weiß, wer mein Beobachter ist. Ich lasse schon packen, in einigen Tagen wird das Geheimnis gelöst sein.“

„14. Februar. Ich hatte meine Briefkassette verschlossen, die Schranktür versiegelt und das Siegel auf meinen Nachttisch gelegt; heute Morgen liegt wieder einer meiner Briefbogen auf dem Schreibtisch, das Siegel aber ist unverletzt. — Es ist ein grässliches Wort: Das Andere ist immer bei dem Einen. Es ist das beste für den Menschen zu sterben, wenn er kein Geheimnis mehr haben kann. Dass diese andere Person weiß, was ich tue, was und wann ich arbeite den ganzen Tag über, das läßt alles Wollen schwinden; und wenn ich nichts weiter bin als ein Tropfen

Wasser, dann mögen sie mich doch recht bald zu dem großen Sterne schlagen. Schrecklich ist es, zu wissen, der Andere weiß alles, was du tust. Ob es ein Leben ohne Wissen geben kann? Ich fürchte, nein.“

Auf dem zweiten Briefbogen, der hinten im Tagebuch lag, war zu lesen:

„Ich schreite mit dir durch die Zeit und sehe, was du tust, und mache dich auf das aufmerksam, was du zu tun unterlässt. Gib den Rosen im Kelch frisches Wasser! Vergiß nicht vor dem, der Liebe und Hass in sich eint, zu beten! Ich bin immer bei dir.“

Auf dem dritten Bogen las man:

„Du kamst heute Nacht spät nach Hause; durch deinen Lärm ist dein Gärtner erwacht. Gönn den Leuten, die sich tagsüber für dich plagen, nächstens den Schlaf. Ich bin immer bei dir.“

Die Tagebucheintragung lautete am 17. Februar, vormittags:

„Meine Briefbogen sind abgezählt; ich werde heute Nacht, auf den, der immer kommt, warten; es ist notwendig, auch bringt es ein gewisser Anstand mit sich, sich einmal persönlich vorzustellen. Unser Verkehr muss früher oder später wohl enger werden.“

Und am 17. Februar, nachmittags:

„Ich habe hohes Fieber, meine Sinne zittern vor Erwartung, ein Strahl von milden Licht der Schreibtischlampe spielt auf dem feinen Stahl des Messers; ich weiß, dass ich ihn heute lebendig oder tot in meinen Armen halte. Mir ist alles eins. — Meine Koffer sind gepackt, und ich bin reisefertig. Die Nachtluft weht frisch. Ich glaube, es ist gibt gut Wetter zur Fahrt!“

Dies war die letzte Eintragung. Die Tagebücher waren unversehrt geblieben, sie hatten in dem kleinen chinesischen Holzschranke, der zu des Buddha Füßen stand, geruht. Mit Hilfe der Daktyloskopie stellte man fest, dass die drei mit den fremdartigen Schriftzügen bedeckten Briefbogen nur ein und dieselbe Art Fingerabdrücke trugen, — die des Doktor Sterngassen. In irgendeiner Upanishade der Veda stand der von Doktor Hans Christoph Sterngassens Hand mit Bleistift unterstrichene Satz: *Das Ich hat viele der Wandlungen, vor allem aber sieben große. Das eine Ich muss das andere Ich töten.* Wenn das letzte Ich in sich selbst erlischt, dann ist Wunschlosigkeit.

